

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 244.

Dienstag, 19. Oktober

1926.

(8. Fortsetzung.)

Die zwölf Nächte.

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

Der Redakteur brannte sich eine frische Zigarette an. Als der Kommissar sich mit einem kurzen frostigen Dank verabschiedete, lachte er:

„Eigentlich ist der erste Einbruch schon begangen.“

„Ich verstehe nicht.“

„Nun, der Kiosk . . .“ Er war doch um jene Zeit geschlossen . . . Aber das ist nur so eine Idee von mir . . .“

Ärgerlich kletterte Fischer die lehr reparaturbedürftigen Eingangsstufen hinab. Wenn dieser Mensch recht behielte, hatten die Diebe der zehn Nächte einen ersten Einbruch begangen, von dem die Behörde noch nicht einmal etwas wußte.

Tatsächlich, als er sich wieder an seinen Schreibtisch setzte, wurde ihm die Meldung des Fernsprechamtes übergeben:

„Fernsprechkiosk 203 am . . . platz in der Nacht unbefugt benutzt. Schloß erbrochen. Beschädigung bereits beseitigt.“

Fischer warf sich in ein Auto. Der nächstwohnende Polizeihundsführer war zum Glück zu Hause. Ihn und den treuen Gefährten hieß er einsteigen und nun ging es in schwindelnder Fahrt zum . . . platz.

Dort schlossen zwei Telefonarbeiter gerade den Kiosk ab. Sie waren verwundert, als die Beamten erschienen und hastige Fragen stellten.

„Ein Einbruch? Nu, gestohlen ist doch nichts! Das kommt hin und wieder vor, daß ein Betrunkener in der Nacht partout telefonieren will. So fest sind diese Schlosser nicht. Betrunkener war der Kerl sicher, denn er hat einen alten Handschuh liegen lassen . . .“

Fischer hörte nicht weiter. Seine Augen glänzten. Er gab seinem Begleiter einen Wink. Der beugte sich über den schweifwedelnden Hund, streichelte ermunternd den haargen Kopf.

„Hoffentlich haben Sie den Handschuh nicht berührt! Er liegt noch im Kiosk . . .“

„Das alte, schmückige Ding? I gar! Zu schade, um mit einer Feuerzange aufgehoben zu werden! Mit der Fußspitze habe ich's in die Gosse gewippt . . .“

Der Kommissar blickte sich ärgerlich um, doch der andere Arbeiter enthob ihn jeder Mühe.

„Was selbst das übelste Zeug doch noch Liebhaber findet!“ lachte er. „Raum lag der Handschuh in der Gosse, kam ein alter, dreckiger Kerl mit einem zerbeulten Schlapphut, bückte sich und zog strahlend mit seinem Fund ab.“

In düsterem Schweigen blickte der Kommissar den Wachtmeister an. Das höhnische Lachen des Redakteurs gellte in seinen Ohren. Da hatte nun der Einbrecher etwas am Tatort zurückgelassen. Für die Polizei. Und nun mußte dieses Beweisstück durch einen geradezu lächerlichen Zufall wieder verschwinden!

Zufall?

Der Kommissar grübelte nach, als er längst wieder in seinem Bureau saß.

„Der Kanarienvogel“ benahm sich in diesem Falle ziemlich anständig. Natürlich hatte er von dem Missgeschick der Polizei erfahren.

„Der erste Einbruch! Man hat ihn begangen! Noch bevor unsere gestrigen Zeilen gesezt waren. Diesmal handelte es sich aber um eine Lappalie, um ein nächtliches Telephongespräch aus einem zu diesem Zweck erbrochenen Klos. Wie wir hörten, hat die Polizei in Anbetracht des geringen Schadens davon abgesehen, die vorhandene Spur aufzunehmen. Es soll in dem Kiosk ein Handschuh gelegen haben. Vielleicht befürchtete man, ein ähnliches Fiasco zu erleben wie mit dem Wäscheknopf der Mademoiselle N. N.“

Diesmal ärgerte sich der Kommissar maßlos. Gerade die falsche Sachdarstellung, die Unterschlagung des Umstandes, daß der Handschuh sich nicht in Händen der Polizei befand, war geeignet, ihren Ruf zu schädigen. Als ob man absichtlich unterlassen habe, dieser wichtigen Spur nachzugehen! Und eine Preszberichtigung würde die Sache auch nicht besser machen.

Wütend rief Fischer diesen Kurt Vogel an.

„Sie machen aus dem Telephongespräch eines Betrunkenen einen ersten Einbruch!“

„Ah? Sie glauben nicht daran? Verzeihung, dann war es dichterische Freiheit von mir. Man muß doch sein Publikum in Atem halten . . .“

„Ihr Verhalten grenzt an Gemeingeschärflichkeit, mein Herr!“

Kurze Pause, dann:

„Warten wir den nächsten ab!“

„Welchen nächsten?“

„Einbruch Numero zwölf. Schluss!“

Aber nicht allein mit dem Standalblatt „Der Kanarienvogel“ hatte sich die Polizei zu befassen, es gab drängende Aufsätze in ernsthaften Zeitungen, zu denen man Stellung nehmen mußte.

Die Industrie erhob ihre Stimme. An ihrer Spitze, wie zu erwarten, die Hersteller von Geldschränken, Tresors und Alarminrichtungen. Welche Sicherungen und Maßnahmen die Polizei schon getroffen habe oder zu treffen gedenke, um im Kampf mit dem modernen Verbrechertum ihr Übergewicht wiederzuerlangen? Die Polizeischulen wurden als veraltet hingestellt, und von den Gerichtschemikern müsse man verlangen, daß sie sofort das Verfahren ausfindig machten, durch das es den Verbrechern der zehn Nächte gelungen war, allen bisherigen Erfahrungen einen vernichtenden Schlag zu versetzen.

Die erbrochenen Geldschränke wurden in das Institut für gerichtliche Medizin übergeführt, von allen Seiten photographiert und mit allen modernen Hilfsmitteln der Chemie, Optik usw. untersucht. Täglich traten Sachverständige zusammen, man zog weitere Kapazitäten zu Rate. Kunstsälosser führten Handgriffe vor, Professoren dozierten. Abgeanderte ausländische Polizeiverwaltungen trafen ein, um das neue Einbruchswunder an Ort und Stelle zu studieren. Scotland Yard schickte einen großen Herrn mit durchdringenden Augen. Der Polizeigewaltige Lepin depeschierte, er werde selbst kommen. Nat Pinkerton war durch ein Heer neugieriger Beamten mit Reportern und Filma-

lauten vertreten. Im Hotel Kärrtengrund saß ein Herr Asbjörn Krag aus Christiania ein. Diese Romancfigur eines sindigen Detektivs existierte also tatsächlich. Und die Bewunderung auf dem Polizeipräsidium wuchs, als Lepin endlich eintraf und einen Kreis, um dessen Gesundheit er sehr besorgt schien, als „Monsieur Lecoq“ vorstelle.

In derselben Nacht, als alle Polizei- und Detektivgrößen des In- und Auslandes in einer Stadt vereinigt waren, wurde der zwölftie Einbruch ausgeführt.

9. Kapitel.

Der Kongress der Kapazitäten.

Für abends neun Uhr war im Sitzungszimmer des Polizeipräsidiums eine Beratung der Polizeisachverständigen anberaumt.

Es waren elf Herren, zu denen sich der Vorstand des Instituts für gerichtliche Medizin, Professor Dr. Kuhn, gesellte. Die Beratung leitete der Chef der Berliner Kriminalpolizei, zugleich im Vertretung des Präsidenten. Neben ihm saß Monsieur Lepin, auf seiner anderen Seite Kommissar Fischer, vor dem sich elf Altenbände türmten. Dann kamen der Vertreter von Scotland Yard, gegenüber der Norweger Asbjörn Krag. Anschließend aus Wien Hofrat Dr. Schulz, aus Holland der Gerichtschemiker Professor Dr. van Leyden. Weiterhin waren noch erschienen Herren aus Rom, Budapest und Warschau.

Monsieur Lecoq, der alte französische „Löwe“, saß als zwölftiger am unteren Ende des Tisches, obwohl man ihn auf einen Ehrenplatz nötigen wollte. Er behauptete aber hartnäckig, längst a. D. zu sein, im übrigen seien seine Ohren noch scharf genug. Sicher war es der interessanteste Kopf an dem ganzen Tisch. Mittelgroß, hager, die Haut des knochigen Gesichtes wie gegebbtes Leder. Eine ungeheure Glazé, vor den spöttischen Augen die goldene Brille. Um den farblosen, dünnen Mund ein verbindliches, diplomatisches Lächeln. So sah Lecoq aus, nachdem er sich mit 65 Jahren zur Ruhe gesetzt hatte. Doch behauptet der Pariser noch heute, kein Mensch habe je den alten Polizeilöwen in seiner wahren Gestalt gesehen, selbst die Erscheinung des Ruhstellers sei eine Maske gewesen.

Wie dem auch sei, Lecoq, obwohl er zweifelsfrei die größte Erfahrung in seiner Person vereinigte, trat mit einer bewundernswerten Bescheidenheit auf, warf kaum ein Wort in die Debatte, wenn er aber etwas sagte, hatte es Hand und Fuß.

Die Beratung erfolgte hinter verschlossenen, gepolsterten Türen. Das Thema war zu wichtig. Immerhin wurde der Norweger etwas bespöttelt, der zu Beginn mit seinem Stock die Wände abklopste.

Er gab ein launiges Scherzwort zurück und trug den Stock mit dem geschnittenen Elfenbeingriff anächtig in den anstoßenden Raum, der den Herren als Garderobe diente. Diese Tür wurde offengelassen, um dem Zigarrenrauch Abzug zu gewähren, der sich alsbald in dichten Schwaden entwickelte.

Oberregierungsrat Hellmer eröffnete die Beratung, begrüßte die auswärtigen Gäste und gab nochmals eine gedrängte, präzis zusammengesetzte Darstellung der elf Diebstähle unter Herrohrhebung der besonders ins Auge zu fassenden Momente.

„Ich resümieren“, schloß er, „wir haben es also mit drei Punkten oder vielmehr mit drei Fragen zu tun:

1. Welches Sprengmittel benützen die Verbrecher?
2. Auf welche Weise sind die Alarmvorrichtungen lahmgelegt worden?
3. Wie ist das Ver sagen der Polizeihunde zu erklären?

Zu Punkt eins bitte ich zunächst Herrn Professor Dr. Kuhn um seinen Bericht.“

Dr. Hellmer nahm wieder Platz und der gerichtliche Sachverständige, obwohl ein Herr von sechzig Jahren, erhob sich lebhaft. War auch seine Erscheinung gebeugt, so flammten doch die Augen hinter dem stets recht füllig auf der gebogenen Nase thronenden Klemmer noch in jugendlichem Feuer. Pfälzer von Geburt, konnte er den gemütlichen Alzert nicht verleugnen.

„Meine hochverehrten Herren! Ich bringe Ihnen nichts bringen, doch ich muß gestehen: Ich bringe Ihnen nichts. Wir stehen vor einem Rätsel.“

Und nun streifte er die elf Einbrüche, berichtete, daß in jedem Fall am Außenrand der erbrochenen Schlosser nicht die geringste Spur einer Beschädigung, nicht der kleinste Kratzer, festzustellen, daß aber das Innere, die Metallteile, einfach verschwunden waren. Derart, daß die Diebe nach Anwendung ihres rätselhaften Verfahrens mit dem kleinen Finger jede Tür, jedes Fach aufziehen konnten.

„Bekanntlich wandte man früher das sogenannte Thermitsverfahren an, das heißt, man brachte Eisen zum Schmelzen, indem durch die Verbindung aluminium-vermischter Metallocyde mit Magnesium oder Bariumsuperoxid hohe Temperaturen erzeugt wurden . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Nebelmorgen.

Herbstliches Dämmern löst sich aus der Nacht, umflattert von des Nebels Graugewand. Noch ist die müde Welt nicht aufgewacht, Und Schattenflug umkreist den Himmelstrand.

Dann aber sucht ein Blinken übers Meer Der tragen Nebel, wächst ein rosiger Schein Und glimmt mit ungewissen Lichtern her, Mischt in das Dämmern Purpurfarben ein.

Die Sonne steigt als flammendes Janal Im Laub der Bäume, die noch küßt und feucht hinwandern durch das dunstverhangene Tal, Und ihre Wimpern zündet das Geleucht.

Ein goldener Besen segt den Himmel rein, Verfehlt die Nebelschwaden, Stück um Stück. Da nimmt die Erde wieder weiteren Schein, Und letztes Grau entweicht dem Sonnenblit. Das Land, das bleich in Dämmerung verjährt, Nun glüht es auf und flackt in buntem Brand, Vom Morgenglanz der Schönheit angestrahlt Und blau mit Himmelsseide überspannt.

Heinrich Leis.

Der Mückenbock.

Von Ed. Wierich (Magdeburg).

Bei glühendem Sonnenbrande habe ich mich gleich nach Mittag an Wurzeln und Stämmen den steilen, fast fahlen Hang emporgequält. Rucksack und Tragkugel sind mir zur Last geworden, und als ich endlich, in Schweiß gebadet, im tödlichen Schatten alter Buchen auf dem Hochplateau wandere, da saugen sich die Lungen in tiefen Zügen voll von dem süßlichen Odem des herrlichen, weiten Forstes. Wenn der Wind an Zeit zu Zeit auf leisen Sohlen durch den Hochwald streicht, gibt ein heimliches Räuspern durch die dicht belaubten Buchenkronen, und dann erscheinen goldig zitternde Lichtkreiselle auf bemoosten Stämmen und im braunen Hallaube. Sonst aber steht der schweigende Forst wie erstarrt in brennender Sonnenglut, kein Vogelklang ist zu hören, Kirchenstille umfaßt mich, und ich bin von Herzen froh, daß ich mit allein bin.

Gelingt es mir nicht, den Bod, den man mir freiaab, auf der Birsch zu schießen, dann will ich es mit dem Abendanstande versuchen. Aber nachdem ich Stundenlang umgeschlichen bin, alle Lieblingsstellen des Rebwilde nach Blas- und Gegeßellen vergeblich abgelaucht und auch nicht eine Fährte auf den Waldwegen gefunden habe, da gebe ich mein Bemühen auf, denn es wird mir klar, daß die Rehe noch draußen im Felsde stehen. So bin ich dann ausgesogen aus dem Laubholzbestande und habe mich unter die turmhohen Tannen des „Pferdetopfes“ eingehoben. Hier belästigt mich nicht mehr das umherschwirrende Geschmeiß der Rüten und Windfliegen, und hier strecke ich mich wohlig zur Ruhe auf weichem Radelteppich, lasse mir schmecken, was ich im Rucksack habe, und ziehe dann als Nachisch behaglich die Wölken aus meiner Jagdpfeife.

Ich habe mich lang gemacht, und meine Augen wandern durch das grüne Astgewirr der Tannenriesen. Halbrehrt, in lustiger Höhe, schimmert es rot aus einem Tannengivel, und dann auf einmal jaagen sie heran, die beiden Eichlaken, wie die wilde Jagd, auf weit hinausragenden, schwankenden Ästen entlang, erreichen mit tübnem Schwung die Zweige der nächsten Tanne, flettern in Spiralen behaglich

schonend wie der Wind am Stamm herunter und tun, als vor ich war nicht da wäre. Und dann geh ich es nicht an mir vorüber, mit immer gleicher Schnelligkeit, am nächsten Stamm wieder in die Höhe. Aber als von ferne, immer näher kommend, der Habicht sein „Gü-Jääh“ herunter schreit, da sind die beiden roten Kobolde plötzlich wie zu Stein erstarrt. Dicht am Stamm haben sie sich auf einen dicken Ast geschmiegt, daß sie fast nicht zu erhaben sind. Ich liege ganz still, weil schräg über mir in einer Lücke, durch die das Sonnengold ungehindert hindurch kann, der Raubritter mit einem dunklen Klumpen in den Händen erscheint. Wie ein Stein kommt er herunter und ist hinter einem der nächsten dicken Stämme verschwunden. Bebutsam laufe ich nach dem Drilling, krieche, den Stamm nicht aus den Augen lassend, nach links, und als ich endlich genug von dem eifrig kröpfenden Räuber auf dem Korn habe, mache ich den Finger krumm. Lang rollt der Schuß durch den Forst. Der Habicht schlägt aufwärts mit den langen Schwingen, die scharfen Krallen schließen sich krampfhaft im Todeslampen. Ein freies, ungebundenes Leben voll Mord und Blut ist zu Ende. Des Räubers Beute, ein junges, artig aussiehendes Rebhuhn, verstaue ich im Rucksack, ihn selber hänge ich hintendran. Liebe soll blind machen; bei ihm war es der Brak, der ihn ins Gras hießen ließ.

Ich steige den Hana hinunter, um nach dem Feinde zu kommen, durch das sich talwärts ein langgestrecktes Stück Wald hinsiebt, an dessen Ende „mein“ Bock stehen soll, dem ich schon manchen Tag vergeblich gewidmet habe. Ein ur-alter Bursche mit eisgrauem Gesicht ist es; er kann nicht mehr mit seinem Kopfschmuck prahlen, denn schon im Vorjahr trug er nur noch zwei stumpfe, dicke Stangen mit mäßigen Enden, und in diesem Jahr ist das nicht besser geworden. — Eines Morgens stand er in den Stangen des Vorholzes mit einem Schmalzter auf kaum fünfzig Hände und äugte mich frech an, gerade als ob er wüßte, daß ein hochwohlgebührlicher Besitztauschus die Abschüttzeit auf ganze drei Tage später verlegt hatte. Und seit dem Tage war er verschwunden für mich. Der Schäfer aber, mit dem ich auf Freund hin, hat mir verraten, daß er jeden Abend, wenn es fast „däster“ ist, unten in der humptigen Niederung aus dem Walde aus Fels zur Haltung siebt. Aber da sieht er lange auf für mich, denn wenn ich daran denke, wie mich das Teufelszeug, die Stechmücken, bei meinen diversen Ansichten dort mit wahrer Blutgier überfallen und augerichtet haben, dann geht mir ein leichtes Gruseln über die Haut; — es war einfach furchtbar, und ausgegeben habe ich, daß ich mich tagelang nicht unter die Menschen wagen könnte. Der alte Schäfer, na ja, der kann lachen, wenn ich ihm davon erzähle, denn der hat ein Fett, dem die Mücken und die unzähligen Flöbe in seinem Schlafzarten nichts mehr anhaben können.

Übrigens behauptet dieser siebenmal Geschette, Schuld an dieser Mückenplage habe nur ein Mensch, und das sei bestimmt der vorsintflutliche Noah; — hätte dieser alte biblische Herr seinerzeit nicht ein Mückenwächen mit in seine Arche genommen, dann gäb's jetzt keine. — Na, und wenn mein Freund das so behauptet, dann wird's auch wohl seine Richtigkeit haben. Und einen gibt es noch, der statt der gewöhnlichen Haut in Bodleder gehüllt sein muß. Das ist der „schiefe Christian“ aus dem nahen Dorfe. In einem trockenen Graben, nicht weit vom Forste, lag er fürstlich abends und schlief, trocknend ihm das Mückenzeug in Massen auf Gesicht und Händen lag. Man sagt, er sei nicht ans dicht in puncio Hasen usw., und seine Wege gingen meist in Richtung seiner leicht gewachsenen linken Schulter. Ich will auf ihn aufpassen, wenn ich im Revier bin, denn der Schaf im Graben am Walde kommt mir fadencheinig vor. Und doch beneide ich den Kerl wegen seiner Immunität gegen das blutsaugende Viehzeug. Wäre mir diese schäbigenwerke Eigenschaft beschieden, dann hätte der alte Drüsleberger im Grunde wohl längst das Zeitliche gezeugt.

Ich habe den Hohlweg, der talwärts führt, erreicht. Am rechten Rande hat sich ein Hagebuttenstrauch breit gemacht; dort mache ich mich fest, denn die Sonne steht schon dicht über dem weiflichen Horizont, und ich habe festgestellt, daß vom Walde herüber ein Kartoffelstiel nach einem Kleeder in meiner Nähe drei frische Rehfärbarten führen. Der Wind steht günstig; ich habe mir eine Peitsche angebrannt, denn auch hier ist das seine Singen der Quälgeister um mich herum. Neun Schläge der Dokturmuh klingen dünn und ältlernd in das Schweigen. Die Sonne ist als glutroter Ball hinter den dunklen Harzbergen untergegangen. Leichte Dämmerung senkt sich auf Wald und Feld, und in den taunassen Talwiesen breitet die Nebelfrau ihre grauen Schleier aus. Von den Hürden des Schäfers noch ein kurzes, verschlafenes Bröten, ein milder Hundekloß — dann wieder tiefe, heimliche Stille.

Denne ich das als eine die Wild umherschreitende und muß es mir getragen lassen, und mit einer kleinen hölzernen Schale in die Hant dober. Ich muß Wildballen, denn beide Tiere ziehen auf mich zu, und ich hoffe, zum Schuß zu kommen. Aber da zerreißt plötzlich ein Knall vom Wiesen-Grunde her den Abenddrieden. Die Rehe sind verschwunden. Eine Verwünschung zwischen den Bäumen, schere ich und esse dann in langen Säben auf grasbewachsenem Hohlweg hinab. Ein kurzes Halten noch, als der tiefe Angstlaut eines Rebes mir ans Ohr schlägt, dann geht es weiter, quer durch quatschnassen Klee, und bald bin ich unbemerkt am Tatorle angelangt. Hier sehe ich, wie der „schiefe Christian“ der Länge nach auf dem Boden liegt, der sich mit äußerster Kraft zu befreien sucht. Dann das Aufblitzen einer Messer Klinge nach dem Halse meines alten Bekannten, ein Zittern geht durch den Braven, die tierlichen Väuse strecken sich — das Drama ist aus.

Mich hat die Wut gepackt. Mit bartem Anruf fahre ich den Menschen an, der entsekt und leuchend von der Anstrengung in die drei schwarzen Löcher meines Gewehres starrt. Ich halte ihn in Schach mit meiner Waffe und stelle die mir zu Füßen liegende Armeepistole in die Rocktasche. Dem Bock ist von der Kugel die linke Klöbige Stange zerstört. Er war von dem Schuß nur betäubt gewesen.

Drei Schritte vor mir her muß Christian gehen. Wenn ich ihn dem Ortsvorsteher übergeben habe, will ich nochmal in die Nacht hinaus. Heimholen will ich ihn, der mich so oft genasfürt und der mir vielleicht gerade deshalb so lieb geworden war, „meinen“ Mückenbok, der solch unruhiges Ende fand.

Radio und Rundfunk

Die Erweiterung des Rundfunks. Der Frankfurter Groß-Sender ist seit dem Sommer dem Verkehr übergeben worden. Sein Hauptausgabebereich besteht darin, das flache Land durch Vergrößerung seines Detektorenbereiches mehr zu erfassen, als dies bei den teuren Empfangsmöglichkeiten des alten Senders möglich war. Gegenüber einer Detektorenreichweite des alten Senders von höchstens 30 Kilometer, ist der Detektorenbereich des neuen Senders 60—80 Kilometer, wobei allerdings gesagt werden muß, daß der Detektorenempfang nicht an allen Plätzen der gleichen Entfernung ein gleich guter ist, sondern an vielen Orten größerer Entfernung oft ein besserer Empfang möglich ist, als in näherliegenden Orten. An sämtlichen höheren Plätzen des Bezirks der Südwestdeutschen Rundfunkgesellschaft sind entsprechende Versuche angesetzt worden, um die billigsten Empfangsmöglichkeiten für die Rundfunkinteressenten herauszufinden. Auskunft hierüber wird von der Gesellschaft, Frankfurt a. M., Elbestraße 50, gerne erteilt. Wenn auch die Entwicklung der Rundfunkteilnehmer auf dem Lande fortstreichet, so geht sie ungleich langsam vor sich, als dies in den Städten, in denen die Rundfunksender aufgestellt wurden, der Fall war. Dort stieg die Teilnehmerzahl in kurzer Zeit auf etwa 10 Prozent der Einwohnerzahl, während auf dem Lande, auch soweit Detektorenempfang vorhanden ist, die Teilnehmerzahl noch weit hinter diesem Prozentsatz zurückbleibt. Der Grund ist darin zu suchen, daß einmal die ländliche Bevölkerung im allgemeinen schwerer zugänglich ist, andererseits aber auch darin, daß die Unterrichtung der Bevölkerung über das, was der Rundfunk ihnen bringt und darüber, welche Kosten entstehen, bisher eine unzulängliche ist. In den Städten haben die Menschen die Möglichkeit, sowohl bei öffentlichen Veranstaltungen, wie auch bei Freunden und Nachbarn Auskünfte zu bekommen, während dies auf dem Lande in weit geringerem Umfang möglich ist. Gerade aber auf dem Lande ist dem Rundfunk ein Hauptbetätigungsfeld zugewiesen. Die Schaffenskraft der Übermittlung von Nachrichten und von Wirtschaftsberichten kommt ihm ungleich mehr augute als den Städtern. Eine Umfrage bei Landwirten hat ergeben, daß diese in sehr vielen Fällen einen beträchtlichen Nutzen durch die rasche Übermittlung der Produktionsreize haben konnten. Opern, Schauspiele, Konzerte und das ganze Rundfunkvortragswesen eröffnet den ländlichen Bewohnern Möglichkeiten, die sonst für sie nahezu vollkommen verschlossen sind. Die Rundfunk-Gesellschaft hat es sich daher mit der Eröffnung des neuen Senders angelegen sein lassen, für raschste Auskünfte dessen, was der Rundfunk seinen Teilnehmern bringt, Sorge zu tragen. In sämtlichen Orten des Sendebereichs werden Auskünfte und Beratungsstellen errichtet, bei denen die Rundfunkinteressenten sich über alles, was sie zum Empfang brauchen, unterrichten können. Diese Stellen werden durch besondere Schilder kenntlich gemacht.

Das Heim der berufstätigen Frau.

Von Alice Flechtmann-Lobach.

Es liegt in der Wesensart der Frau begründet, daß der Wunsch nach einem eigenen Heim ständig in ihr auf Erfüllung drängt. Die berufstätige Frau ist in diesem Punkte ihren häuslichen Schwestern gleich geartet. Selbst in den Fällen, in denen sie gezwungen ist, im möblierten Zimmer zu wohnen, wird sie bemüht sein, durch Dinge eigener Prägung und persönlichen Besitzes — Vasen, Decken, Kissen, Bücher, Blumen — dem Raum eine charakteristische Note zu geben.

Niemals wird eine Frau jahrelang in einem geschmacklosen Zimmer hausen, das in allem ihren Schönheitssinn verfehlt. Ganz unähnlich dem Manne, der all das gleichfalls unangenehm empfindet, ohne jedoch etwas Ernstes dagegen zu unternehmen — wird die Frau tatkräftig auf Verschönerung dringen.

Sie steht den Dingen der Wohnungskultur vertrauter und sachkundiger gegenüber, als der Mann, hat frühzeitig schon ein festumrisseenes Bild davon, wie sie es „bei sich“ haben möchte und strebt diesem Bilde ihrem Geschmack und ihrer Erziehung entsprechend nach.

Wenn es ihr gelungen, ein eigenes, kleines Heim zu gründen, so wird sich ihre Persönlichkeit aufs stärkste darin entfalten, eingeschränkt nur durch die praktischen Forderungen, wie sie ev. ererbte Möbel aufzuräumen und die Besonderheit ihrer Lebensführung.

Verbindet doch die berufstätige Frau mit der Arbeitswelt des Mannes, die sie stundenlang ihrem Heim fernhält, weibliche Interessen und meist auch häusliche Wünsche. Die Wirtschaftsfrage ist für sie durchaus keine nebensächliche. Für die berufstätige Frau tritt neben dem Wunsch sehr häufig die Notwendigkeit, ihre Haushaltshilfen zu Hause einzunehmen. Bei durchgehender Arbeitszeit läßt sich dies auch wohl ermöglichen, doch muß die berufstätige Frau ihr Heim von vornherein darauf einrichten. Wenige Frauen nur werden in der Lage sein, sich eine ständige Hilfe zu halten. Viele es auch gar nicht wünschen. Da heißt es dann rechtzeitig disponieren, um bei der Heimkehr nicht allzuviel Arbeit vorzufinden — heißt es vor allem, Küche und Geräte modern und zweckmäßig einzurichten.

Ein Merkmal der geistig gebildeten berufstätigen Frau ist die Einfachheit ihres Geschmackes, der nicht auf kulinarische Tändeleien gerichtet ist, sondern nahrhaftes und einfaches Essen bevorzugt. Bei allen zusammengekochten Gerichten nimmt Kochkiste und Kochbeutel weitgehende Dienste, sie bilden einen wertvollen Bestandteil der „Junggesellinnenküche“, desgleichen der Gasbude, noch besser die elektrische Kochplatte, die Kochen und Reinigen so sehr vereinfacht.

Häusliche Aluminiumtöpfe, Glas und Porzellan sowie Nidol und Steingut vollenden die Einrichtung der Küche, die wohl meist eine Wobnküche sein wird. Die berufstätige Frau, welche zu Hause noch geistige oder künstlerische Interessen pflegen will, muß Hausarbeit und häusliche Gänge aus nötigste beschränken. Das Hin- und Herlaufen zwischen Küche und Zimmer beim Auf- und Abdecken nimmt kostbare Zeit fort. Die heutige Küche kann schmuck und reizend gleichzeitig als Schaukasten eingerichtet werden.

Der Eßtisch vor das blumengeschmückte Fenster gerichtet, oder in die Ede mit rund umlaufender Bank gestellt, darauf eine handgewebte, bunte abwaschbare Bodendecke, ein Steintrug mit Blumen und blütenfarbiges Eßgeschirr — das wirkt anheimelnd und lustig.

Für die kleinen Teeschalen, zum Blaudern, für ein Glas Wein bleiben dann die behaglichen Stoff- oder Korbgeflecht des Zimmers, das gleichzeitig Schreibtisch und Bücherschrank enthält, ev. den ererbten Sofaplatz, Klavier, Staffelei, Webstuhl oder sonstige Dinge, mit denen die berufstätige Frau sich behauptet. Ein behaglicher Dienstplat für kalte Winterstage, den Nördplat am Fenster, schönfarbige Gardinen und vor allem gut abgekühlte und praktisch verteilte Beleuchtungslörper bzw. Stehlampen, geben dem Raum jene unverstörbare Harmonie und Schönheit, die ihn wie eine Oase des Friedens erscheinen lassen.

Nach denselben Gesetzen der Zweckmäßigkeit und praktischen Schönheit wird das Schlafzimmer einzurichten sein, falls man es nicht vorzieht, eines jener modernen nächtlichen Ruhezonen zu benutzen, das kleinen Platz im Wohnzimmer erhält und mit drübengelegter schönfarbiger Decke auch am Tage als Sitzplatz dient. Wasch- und Turngeräte finden ihren Platz

im Badezimmer, das ja auch bei kleinen Wohnungen jetzt nicht mehr fehlt.

Somit ist der Weg durch das kleine, aber reizvoll und praktisch eingerichtete Heim der berufstätigen Frau beendet. Es sind nicht große Kosten noch besonders wertvolle Einzelstücke nötig. Auf den Zusammenhang kommt es an, damit es harmonisch wirkt — auf das sorgfältige Disponieren, damit der berufstätige Frau ihr Heim das bietet, was sie davon ersehnt. Die Stätte, darin sie sich wohl fühlt.

Frau und Wohnung.

Der „Bund Deutscher Frauenvereine“ hatte zu einer öffentlichen Konferenz über das Thema „Frau und Wohnung“ in Berlin eingeladen. Die Tagung, die aus allen Teilen des Reiches sehr stark besucht war, und an der auch Parlamentarierinnen aller Richtungen teilgenommen haben, ist offenbar darunter, daß die ursprünglich für Juni geplanten Referate nach mancherlei anderen Kongressen mit ähnlichen Besprechungsgegenständen nicht viel Neues bieten konnten.

Unter den Referaten erwähnte besonderes Interesse das von Dr. Marie Baum über „Gegenwartsnötig und Gegenwartsaufgaben im Wohnungswesen“. Als ein durch die Industrialisierung Deutschlands sich ergebendes Faktum der sozialen Entwicklung wurde der Ausgang für die Darstellung angenommen, die nach geschichtlichem Rückblick die gegenwärtigen Bemühungen zur Hemmung der Not durch Bodenreform, durch Gründungen von Baugenossenschaften und durch die besonders von den Städten unterstützten Gartenstadt-Gesellschaften charakterisiert. Die Not in den Großstädten, die dort mehr als in kleineren Orten und auf dem flachen Lande durch die Zusammenballung der Flüchtlinge aus den verlorenen Provinzen und der Arbeitssuchenden aus den industrieärmeren Gegenden sich zeigt, muß durch ein über das Durchschnittsmäß der Vorriegszeit heranwachsendes Plus in der Bautätigkeit beseitigt werden. Das „Wie“ der Erfüllungen dieser größeren Bauvorprogramms behandelte dann Ministerialrat Lehmann (Berlin), der interessante Zahlen über die Bautätigkeit und über die mit der Haussinssteuer zusammenhängenden Fragen gab. Beide Redner waren sich einig darüber, daß außer der öffentlichen Hilfe die Eigenhilfe der Wohnungssuchenden in starkem Maße angeregt werden müsse, und hier sei gerade den Frauen ein besonderes Gebiet augewiesen. Die Frauen müßten, so sagte Dr. Baum, durch rationelle Erfüllung der notwendigsten Wünsche und durch Verzicht auf den Luxus manches äußerlich reizvoll erscheinenden Schmuckes zur Herabminderung der Baukosten beitragen und die Erfahrung verbreiten lassen, daß die einfache, schlichte Wohnung durch leichtere und billigere Herstellung die Zahl der zu schaffenden Wohnungen vermehre, wodurch der Volksgegenstand und der Volkswohlstand besser gedeckt würde, als durch den größeren Aufwand der einzelnen. Ministerialrat Lehmann sprach auch noch eingehend von der Wirkung einer lebhafteren Bautätigkeit auf die gesamte Wirtschaft durch die Eigenschaft des Schlüsselgewerbes, die gerade diesem zweig öffentlicher Arbeit innewohne.

In den anderen Ausführungen über Wohnungsbefähigung, Ausgestaltung der Wohnung und Wohnungsergänzung und in denen über die Wohnung der berufstätigen und der verheirateten Frau wurden die einschlägigen Fragen eingehend behandelt.

Die praktische Hausfrau.

Wenn man Bücher verleiht, so lasse man sich von dem Entleiher einen Zettel geben. Nicht nur deswegen, weil von hundert Entleihern fünfundneunzig dazu neigen, das Buch zu behalten, sondern auch, weil man selber schon nach einigen Wochen nicht mehr weiß, an wen man ein Buch ausgeliehen hatte. Man schüttelt sich so vor der unangenehmen Möglichkeit, jemanden um ein Buch zu mahnen, der vielleicht gar keines von uns entliehen hatte.

„Deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur“, Zeitschrift für Kleidung, Körperbildung und Erziehung, Handwerks- und Volkskunst. Herausgegeben vom Verband Deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur (Verlag Otto Beyer, Leipzig). Der reiche Inhalt des 8. Heftes läßt wieder erkennen, daß die Auffächer nicht geschrieben sind, um lästig gelesen und dann wieder vergessen zu werden, sondern daß sie Herzblut und klare Geistesarbeit sind von Frauen, die sich führend und helfend zu ihren Schwestern neigen.